Gesundheitspflege.

* **Die Zahnverderbnis des Kulturmenschen.** Die häufigste von allen Krankheiten ist nach sachverständiger Bekundung die Zahnfäule oder, mit einer andern Bezeichnung, das Stocken der Zähne. Diese Tatsache ist ganz zweifellos eine Folge der Kulturentwicklung des Menschen, denn aus den Resten, die sich von Menschen aus alter und gar aus vorgeschichtlicher Zeit vorgefunden haben, ist der Schluß zu ziehen, daß unsere Vorfahren ganz ausgezeichnete Gebisse besaßen. Es ist nur die Frage, wie das so gekommen ist, und die Antwort darauf, die gleichzeitig auch einen Weg zur Besserung zu zeigen vermag, gibt Dr. Otto Ammon in der Politisch-Anthropologischen Revue. Als den einzigen Erklärungsversuch für die zunehmende Zahnverderbnis, der als wissenschaftlich begründet betrachtet werden kann, bezeichnet Ammon die von Dr. Röse entwickelte Anschauung. Dieser Forscher kam schon vor ungefähr zwanzig Jahren auf den Einfall, daß die Verschlechterung der Zähne mit einem Mangel an Kalk in der Nahrung und im Trinkwasser zusammenhängen könnte. Er befand sich damals in einer Gegend Deutschlands, die für eine nähere Untersuchung besonders geeignet war, nämlich in einem Teil des Schwarzwalds, wo kalkarmer und kalkreicher Boden in beträchtlicher Ausdehnung neben einander zu finden war. Röse konnte nun in der Tat feststellen, daß bei den Schulkindern, die aus dem kalkarmen Gebiet stammten, die Zahnfäule weit häufiger und früher eingetreten war als bei den Kindern des kalkreichen Gebiets. Später führte Röse eine Untersuchung in Thüringen mit demselben Ergebnis aus. Mit der Zeit kam immer mehr Material nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus andern Ländern Europas zusammen, das eine noch nicht vorhanden gewesene Grundlage für die Beurteilung des Einflusses der Bodenzusammensetzung auf den Zustand der Zähne darbot. Es wurden dabei selbstverständlich noch andere Zusammenhänge berücksichtigt und ferner das Augenmerk auch darauf gerichtet, daß nicht nur die Zähne, sondern auch die Knochenbildung und die gesamte Entwicklung des Körpers mit dem Gehalt der Nahrung und des Wassers an Kalk und an andern Salzen in Beziehung steht. Das Trinkwasser scheint dabei aber doch die Hauptrolle zu spielen, und zwar läßt sich im allgemeinen sagen, daß die Zahnbeschaffenheit um so besser sein wird, je härter das Wasser ist. Immerhin aber ist die Zahl der Bewohner, die auch bei günstigen Verhältnissen dieser Art schon in kindlichem Alter mit Zahnkrankheit behaftet sind, noch zu groß, daß der Zustand des Gebisses von dem Vorbild des Urmenschen noch weit entfernt ist. Der Grund liegt zum Teil selbstverständlich an der mangelhaften Pflege und Reinigung der Zähne, ferner auch in dem Einfluß von manchen Krankheiten und damit zusammenhängenden erblichen Anlagen. Immer aufs Neue hervorgehoben werden muß aber die Bedeutung des mangelnden Gebrauchs der Zähne. Die Speisen werden heute im allgemeinen weichlicher zubereitet und auch auf eine weichlichere Art genossen als früher. Schon beim Brot macht sich diese Wandlung der Sitte bemerkbar. Die Krume ist weicher, eine ordentliche Rinde gibt es überhaupt kaum noch, und wenn sie vorhanden ist, wird sie vielfach sorgfältig fortgeschnitten, und wer käme gar noch auf den Einfall, sich mit dem Zerkauen eines Knochens abzuquälen, während doch unsere Vorfahren ganz sicher die kleineren Knochen nicht nur vom Geflügel, sondern auch von anderen Tieren mitgegessen haben. Es muß ja zugegeben werden, daß es auch eine gewisse Berechtigung hat, wenn der Kulturmensch eine solche Art des Essens für unfein hält. Dem steht aber jedenfalls die Erkenntnis gegenüber, daß ein ausgiebiger Gebrauch der Zähne das wichtigste Mittel ist, sie lange gesund zu erhalten.

Lustige Ecke.

* **Kindermund.** Mariechen hat morgens immer ein längeres Gebet zu sagen. Eines Morgens meint sie: „Ich möchte lieber beten, wie die Babett betet!" — Mama: „Wie betet die denn?" — Mariechen: „Sie betet: Lieber Gott, schon wieder eine Nacht herum!"

*

* **Der Deutsche im Ausland.** Unter dieser Spitzmarke gibt die Münchener Jugend folgende treffliche Satire: A.: „Der Besuch von Verwandten aus Deutschland ist mir stets eine furchtbare Pein." — B.: „Sind Ihnen die so unsympathisch". — A.: „Das nicht, aber man ist dann so gezwungen, wieder einmal deutsch zu sprechen."

*

* **Ergatten.** Dame: „Wir teilen immer noch Freud und Leid. Jetzt ist mein dritter Mann mit seiner zweiten Frau durchgebrannt."

*

* **In der Schule.** Lehrer: „Fritz, kannst Du mir sagen, wo die Elefanten leben?" — Der kleine Fritz: „Im Zirkus!"

*

Ablenkung. Bürgermeister (zum Polizeidiener): „Wie ich höre, haben infolge Ihres energischen Einschreitens beim gestrigen Kirchweihfeste die raufenden Burschen sogleich voneinander abgelassen." — Polizeidiener: „Ja — aber dann haben s' alle miteinander mich durchgeprügelt!"

*

* **Verblümt.** Komponist (der einem Freunde einen Walzer aus seiner neuesten Operette vorspielte): „Was meinst Du zu dem Walzer?" — Freund: „O, der hat mir schon von jeher gefallen!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 43:
„Erdäpfelkloß".

Richtige Lösungen gingen ein 61. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 65. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Lenchen Himburg, Gertrud Böge, Frau Hedwig Krämer, Frau Anna Brauner, Marta Wipplinger, Fritz Eichling, Frau Margarethe Preller, Frau Fleite, Gustav Timpe, Max Böldt, Meta Edel, E. Wilke, L. Greulich, Frau A. Hädicke, Lina Lässig, Ettie Bohmelt, Frau Fr. Böhmelt, Frau vom Hagen, Elsa Eckardt, Fritz Dietz, R. Küpp, M. Jentzsch, Gretchen Franke, K. Schauer, Hermann Haang de Lacroix, Frau Hennig, Paul Bogler, Aldo Gratenhorst, Frau Mimi Wipplinger, Adelheid Breitfeld, Willy Hennig, Frau Martha Fischer, Louis Reuter, Albert Schmitz, Johannes Göttmann, R. Peißker, Hans Hartmann, Fr. Golze, Else Neue, Frau Wipplinger, Frau Dr. E. Kiesmann, A. Leopold, A. Meister, Theodora Müller;

von auswärts: H. Rößner, Oberröblingen, Anny Reiße, Diemitz, Wilhelm Stöber, Teutschenthal, Margarethe Kiesau, Rietleben, Margarete Schröder, Merseburg, Willy Ost, Teuchern, Oskar Diemitz, Bernigerode, W. Zenker, Merseburg, Ungenannt, Könnern, Karl Freigang, Merseburg, Dora Hornbogen, Könnern, Frida Baum, Könnern, Wilhelm Kühnendorf, Ammendorf, Karl Hund, Ammendorf, J. Schröder, Merseburg, Hermann und Moritz Angerstein, Döhlau, M. Meinel, Merseburg.

Die Prämie: Gedichte von Adalbert v. Chamisso, eleg. geb.
entfiel auf **Margarete Schröder**, Merseburg.

Rätsel.

Ich sage Dir nicht, was ich Dir sage,
Sondern was ich Dir sage, sage ich Dir
Damit Du mir sagst, was ich Dir nicht sage.

Prämie: Lenaus Gedichte, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

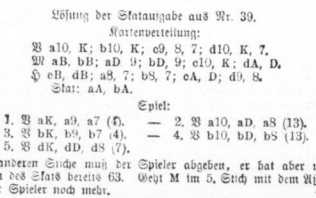
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben: A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M, der Mittelhandspieler, verliert Groß piel auf folgende Karte:

a b cB; bA 10; c10, K, D; dA, D.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Pique-Aß, Pique-Zehn, Coeur-Zehn, Coeur-König, Coeur-Dame, Carr.-Aß, Carr.-Dame.

V hatte bis aufgedeckten Null gehalten. Im Skat lagen: a8, c7. Die Gegner erhalten 65. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 39.

Kartenverteilung:

V aA 10, K; b10, K; c9, 8, 7; d10, K, 7.
M aB, bB; aD 9; bD, 9; c10, K; dA, D.
H cB, dB; a8, 7; b8, 7; cA, D; d9, 8.
Skat: aA, bA.

Spiel:

1. V aK, a9, a7 (4). — 2. H a10, aD, a8 (13).
3. V bK, b9, b7 (4). — 4. H b10, bD, b8 (13).
5. V dK, dD, d8 (7).

Die anderen Stiche muß der Spieler abgeben, er hat aber mit den 22 Augen des Skats bereits 63. Geht M im 5. Stich mit dem Aß drauf, erzielt der Spieler noch mehr.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knabbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 44 — Halle a. S., den 30. Oktober — 1910

Kartoffelfeuer.

(Nachdruck verboten.)

Von Erwin Wechsler.

„Na endlich", hatte der Hofseppbauer erleichtert aufgeatmet, als er den Brief seines Sohnes gelesen hatte, der ihm ankündigte, daß die Manöver bald zu Ende gehen würden und er gegen Schluß des Monats vom Militär entlassen werden würde, „Reserve hat Ruh!"

Reserve hat Ruh, — das bedeutete für den Bauern zugleich, daß nun auch sein Geldbeutel wieder Ruhe haben werde, denn der hatte in der letzten Zeit gar herzhaft herhalten müssen. Was der Junge während seiner Soldatenzeit für Geld gekostet hatte, das war wirklich schon nicht mehr schön gewesen! Bald eine neue Hose, bald einen neuen Waffenrock, bald Mütze, bald Säbeltrottel und Halsbinde, — es war nur gut, daß der Kerl lediglich als Infanterist diente, hätte er bei der Artillerie gestanden, würde er sicher Geld zum Beschaffen einer eigenen Kanone verlangt haben. Nun aber war diese schwere Zeit überstanden und Karl würde wieder nach Hause kommen. Und das war gut so, denn es wurden kräftige Fäuste gebraucht: die Kartoffelernte stand vor der Tür und dann mußte man sich mit vereinten Kräften an die Rüben machen. Zwar hatte der Joseph Janitzki seine Sachsengänger gut im Zuge, und ging stramm ins Zeug, aber es war doch besser, es war jemand da, der eigenstes Interesse an der Arbeit hatte, und für sich und seinen eigenen Herd sorgte.

Da wurde denn der Bauer immer unruhiger, als Tag um Tag und Woche um Woche verstrich, und der so sehnsüchtig Erwartete sich nicht blicken ließ. Da endlich traf ein Lebenszeichen ein: ein Brief: Und in dem stand zu lesen, daß Karl doch lieber in der Garnison bleiben wollte, wo es viel schöner sei als in dem einsamen Dorf, wo viel mehr Leben herrsche, und wo er auch bereits Arbeitsgelegenheit gefunden habe.

„Daß Dich der Satan reiten muß", schimpfte der Bauer, „der Junge schlägt ja ganz aus der Art: anstatt sich hier um das Anwesen zu bekümmern, will er in der Stadt herumlungern, weil er dort mehr Zerstreuung hat. Na, wenn da nicht eine Weibergeschichte dahinter steckt . . ."

Der Hofseppbauer zeigte den Brief seiner Frau, — die war ebenfalls der Ansicht, daß Karl nur durch eine sehr starke Kraft in der Stadt zurückgehalten werden könne. Die Frau klagte ihre Sorge der Frau Nachbarin, die sprach mit dem Amtsvorsteher, der kam beim Abendschoppen auf die Angelegenheit zurück und so kam es, daß schon am nächsten Tage das ganze Dorf es wußte: Hofseppbauer kommt nicht nach Hause, er wird in der Stadt heiraten.

Joseph Janitzki triumphierte, als er die Kunde vernahm; jetzt fühlte er sich vollständig Hahn im Korbe. Mit dem alten Bauern kam er sehr aus, da er ein kenntnisreicher und fleißiger Arbeiter war und sein sehnlichster Wunsch, dereinst des Bauern Tochter heimzuführen, und so in den Hof hineinzuheiraten, schien ihm weit weniger schwer durchführbar, wenn Karl der Heimat fernblieb.

Aber der alte Bauer hatte einen harten Kopf, er wollte nun einmal seinen Karl nach Hause haben und war von diesem Plan nicht mehr abzubringen. Als er durch wiederholtes Briefschreiben nichts erreichte, entschloß er sich kurzerhand, selbst nach der Stadt zu reisen und seinen Sohn aufzusuchen. Gedacht, getan. Am nächsten Morgen ließ der Bauer anspannen und fuhr nach der Bahnstation, trotzdem die Pferde im Betrieb ganz notwendig gebraucht wurden. Und diese Reise hatte denn auch den gewünschten Erfolg: Karl kam mit nach Hause. Aber es mußte doch zwischen Vater und Sohn eine heftige Szene gegeben haben, die einen dauernden Riß zwischen den beiden zurückließ. Karl war ein schweigsamer und verschlossener Mensch geworden, der seine Arbeit nur mit Widerwillen verrichtete, und der mit seinen Gedanken stets anderswo zu sein schien.

Janitzki beobachtete aufmerksamen Auges die Entwicklung der Dinge. Er bemerkte sofort die Unstimmigkeiten zwischen Vater und Sohn, er bemerkte aber auch, daß Karl sich mehr und mehr seiner Schwester Klara anschloß und in ihr seine Vertraute fand. So gut das erstere in seine Pläne paßte, so wenig angenehm war ihm das letztere. Denn das wußte er ganz genau: so lange das innige Einvernehmen zwischen Bruder und Schwester anhielt, so lange hatte er auf irgend einen Erfolg bei Klara nicht zu rechnen. Denn Karl würde niemals zugeben, daß ein Fremdling in das Gut hineinheiratete, dessen Bewirtschaftung ihm in Zukunft nach allem menschlichen Ermessen vorbehalten war.

So verging die Zeit eintönig, aber unter regster Arbeit. Die Kartoffelernte war so ziemlich beendet, das Wetter war günstig gewesen, so daß die Knollen ohne Zwischenfall eingewintert werden konnten. Das Kartoffelkraut war zu hohen Haufen aufgeschichtet und alter Sitte gemäß sollte es an einem der nächsten Abende angezündet und verbrannt werden.

Zwischen Karl und seinem Vater hatten des öfteren längere Aussprachen stattgefunden, aber so sehr auch Janitzki aufgepaßt, so oft er auch gehorcht hatte, — er hatte nichts auskundschaften können, ja er brachte nicht einmal in Erfahrung, worüber die beiden eigentlich verhandelten. Da beschloß er sich hinter Klara zu stecken, die in ihrer Harmlosigkeit würde ihm sicher mehr ausplaudern, als er zu wissen brauchte, um seine Pläne danach einzurichten.

Und der Zufall wollte ihm wohl: er traf Klara an der Gartentür, als sie dieselbe eben verschließen wollte. Sein Gruß fand wohl freundliche Erwiderung, aber es schien Janitzki so, als ob Klara nicht mehr so mitteilsam wäre wie früher. Nachdem einige gleichgültige Dinge erledigt waren, ging Janitzki gerade auf sein Ziel los:

„Der Winter wird nun bald seinen Einzug halten. 's ist trostlos, wenn man kein eigenes Haus, keinen eigenen Herd besitzt."

Janitzki machte eine Kunstpause. Aber als kein Wort der Aufmunterung oder des Bedauerns erfolgte, fuhr er fort: „Ich habe hier in diesem Hofe immer mit Lust und Liebe gearbeitet. Ja, mit Liebe, Fräulein Klara, Ihre blauen Augen haben es mir angetan . . ."

Wieder eine Kunstpause, die endlich Klara unterbrach: „Nein, so was —"

„Ja, Fräulein, Sie können mirs wirklich glauben, und wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß . . . .", weiter kam Janitzki nicht, denn Klara hatte ihm den Rücken zugekehrt und war eilfertig dem Hause zugeschritten. Nanu, was sollte denn das bedeuten? So war doch Klara früher nicht gewesen? Hatte sie ihn glatt abfallen lassen? Nein, das konnte er doch nicht gut annehmen, das hätte ja mit ihrem ganzen Benehmen während der langen Zeit, die er auf dem Gute verbracht hatte, in direktem Widerspruch gestanden. Wahrscheinlich war sie über seine plötzliche Erklärung so verwirrt gewesen, daß sie eine sofortige Zusage nicht machen konnte. Ja, ja, so würde es wohl sein. Janitzki warf einen lauernden Blick um sich — es war weit und breit kein Mensch zu sehen, seine Unterredung mit Klara war von Niemandem beobachtet worden.

Da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: sollte etwa Karl . . . .? Er zermarterte sein Gedächtnis. Positive Tatsachen konnte er nicht ermitteln, trotzdem hatte er das Gefühl, als ob sich in den letzten Tagen etwas geändert habe in dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn, etwas zum Besseren, zum Vernünftigeren. Na, das fehlte ihm gerade, — so lange die auf dem Kriegsfuß gestanden, so lange sie zusammen gearbeitet hatten wie Hund und Katze, so lange hatte er im Trüben fischen können und so lange hatte auch seine Annäherung an Klara Fortschritte gemacht. Und das sollte jetzt auf einmal anders werden. Er sollte umsonst gearbeitet und geackert haben? Das wäre ja doch etwas Unerhörtes gewesen. —

Ein Geräusch aus der Ferne ließ ihn aufhorchen. Karl und seine Mutter kamen nach Hause. Die Alte machte ordentlich ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19101030022/fragment/page=0001

feierliches Gesicht und auch Karl blickte heiterer drein als es bisher seine Gewohnheit gewesen war. Schnell schob Janitzki um die Ecke und klinkte gerade die Hintertür des Hauses auf, als Mutter und Sohn über die Diele schritten.

„Der Schein ist in Ordnung", hörte er die Alte sagen, „das habe ich ja eben gehört. Und gefallen wirds ihr hier schon, wenn Du erst mal schalten und walten kannst, wie Dirs gefällt. Die ganze Etage räume ich Euch ein, nach Deiner Wiege werde ich mich morgen umsehen . . . .", mehr war nicht mehr zu verstehen.

Janitzki war starr! Was hatte die Alte da geplauscht? Von 'nem Schein —, daß es „ihr" hier gefallen werde, daß er schalten und walten könne wie er wolle, daß sie eine Wiege suchen werde — ja, was sollte denn all das närrische Zeug? Es war Janitzki, als ginge ihm ein Mühlenrad inskopfe herum, und geraume Zeit dauerte es, ehe er wieder einen klaren Gedanken zu fassen vermochte. Was das alles zu bedeuten hatte, konnte er nicht enträtseln, aber sein Instinkt sagte ihm, daß sich für ihn eine Wendung zum Schlimmen, vielleicht zum Allerschlimmsten vorbereite.

Da kam Karl wieder zurück. Janitzki duckte sich in den Schatten. Er beobachtete, wie Karl leichtfüßig über die Diele schritt, wie er den „Hohenfriedberger" leise vor sich hinpfiff, wie er die Tür zur Gesindestube öffnete, aus der ein Lichtstrahl fiel, — und wie dieser hell aufgliterte in einem goldenen Etwas, das Karl an einem Finger der rechten Hand trug. Das hatte Janitzki früher noch niemals bemerkt. Wieder ein neues Rätsel . . . .

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seine Erregung nicht sichtbar werden zu lassen. Er ging schnell in die Gesindestube — niemand darin. Aber aus des Bauern Stube ertönte Stimmengemurmel. Wenn er bloß was hätte verstehen können, aber das war selbst für das schärfste Ohr unmöglich. Hatte er nicht einen Nothehelf, um da hineinzukommen? Doch, er wollte sich den Paß eines seiner Sachsengänger holen, der mit den anderen zusammen in des Bauern Kommode lag. Er klopfte an. „Herein", dann waren Vater und Sohn still. Er suchte sich den Paß, nicht ohne beim Hinausgehen eine sorgfältige Inventur der beiden aufzunehmen. Da sah er an Karls Hand wieder den glitzernden Schimmer . . . er hatte einen Ring am vierten Finger der rechten Hand stecken, einen breiten, glatten Goldreifen — einen Trauring.

Zuerst wußte Janitzki nicht, wie er sich diese Dinge zusammenreimen, wie er sich den Umschwung erklären sollte. Er setzte sich in eine düstere Ecke, um einen Faden zu finden, der ihn aus diesem Labyrinth herausführte. Der Ring . . . Karl war verheiratet; der Schein, von dem die Alte gesprochen hatte . . . der Trauschein, die Wiege . . . aha, so weit war's auch schon. Und Karl sollte schalten und walten, wie's ihm paßte. Ja, da war er doch an die Wand gedrückt, da war er überflüssig. Doch halt, Klara blieb ihm ja noch! Wenn die ihm ihr Jawort gab, mußte er in die Familie mit aufgenommen werden, dann konnte man nicht so ohne weiteres über ihn zur Tagesordnung übergehen.

Die Klinke wurde aufgedrückt, Klara erschien im Türrahmen, um in des Bauern Stube zu gehen. Janitzki sprang auf: „Mein liebes Fräulein . . ."

„Ach lassen Sie doch die Dummheiten, kümmern Sie sich nicht um mich", kam es schroff ablehnend zurück und Klara drehte ihm von neuem den Rücken.

Wie ein begossener Pudel stand er da. Also eine Abweisung in unhöflichster Form. Na, wartet nur, ihr . . .

„Janitzki", der Bauer zitierte ihn in seine Stube. „Ich war immer sehr zufrieden mit Ihnen. Aber nun ist die Kartoffelernte vorbei. Die Rübenernte wird mein Sohn leiten. Dem übergebe ich mein Gut und gehe ins Ausgedinge, ich hab' das Rackern satt. Seine Frau kommt in den nächsten Tagen und wird ihren Einzug hier halten. Kommen Sie morgen früh und holen sich Ihren Lohn. Und nun lassen Sie heute noch das Kartoffelkraut herunterbrennen."

Nicht eine Miene zuckte im Gesicht Janitzkis. Ein kurzer Gruß und er verschwand. So standen also die Sachen! Als der Bauer all das so leicht hinerzählt hatte, war eine unmenschliche Wut in ihm aufgestiegen, — er hätte den Alten samt seiner Sippe erwürgen können. Das war also der Dank für seine Treue, für seine Arbeitsfreudigkeit für seine Hingabe; er wurde abgelohnt wie ein Schmutzer und dann mit einem Fußtritt rausgejagt wie ein Hund.

Na wartet nur, ihr Hallunken! Was hatte der alte Bauer doch gesagt? „Lassen Sie das Kartoffelkraut herunterbrennen!" Na, das wollte er dieser Bande schon besorgen, er würde ihr einheizen, das Kraut würde schon brennen . . . auf dem Felde, lange nicht nah dicht am Wohnhause. Vorerst aber mußte er sich salvieren, seine Sachsengänger schliefen weitab in einem Arbeiterhause, denen konnte also nichts zustoßen. Also den Koffer gepackt — hier war er überflüssig.

Die Familie des Hofesoppbauern war eben zur Ruhe gegangen. Der Alte hatte kurz vorher noch durchs Fenster geblickt: Der Janitzki sollte doch das Kartoffelkraut runterbrennen lassen." „Ach davon wirst Du nichts sehen", meinte Karl, „es ist starker Nebel und das Kraut ist feucht. Das qualmt nur, brennt aber nicht."

. . . Aber es brannte doch! Nach einer kurzen Stunde ertönten Alarmsignale: das Hofesoppbauergut brannte lichterloh. An dem fast bis zur Erde reichenden Strohdach der Scheune waren die Kartoffelkrauten des ganzen Feldes aufgeschichtet und angezündet worden. Die Scheune war schon verloren, als die Gutsbewohner aus dem Schlafe gestört werden konnten . . . das Feuer griff trotz aller Löschversuche weiter und weiter und als am nächsten Morgen die junge Frau von Hofesoppbauers Karl ihren Einzug halten wollte, fand sie verzweifelte Menschen und rauchende Trümmerhaufen.

Die Sachsengänger wurden später bis zur Grenze gebracht. Josef Janitzki hatte seine Leute im Stich gelassen.

Der alte Lehnstuhl.

Von M. Prigge-Brook.

Grade vor 100 Jahren brachte der alte Schreinermeister Jürgens den Lehnstuhl in die Wohnung meiner Großmutter. Er war funkelnagelneu und nahm sich in seinem lichtgrünen Ripsbezug, den weltausladen Lehnen, von Meister Jürgens mit mehr gutem Willen als Geschmack sogar mit Schnitzerei verziert, ungemein vornehm und stattlich aus.

Der Stuhl war das Geburtstagsgeschenk meiner Großmutter, die damals noch eine junge Frau war, für ihren Mann. Begläckt gab sie dem Prunkstück seinen Platz in der guten Stube, gerade unter ihrem Brustbild.

Die Stube glänzte in unerhörter Pracht. Die steifleinigen Stühle standen um den runden Tisch, hinter dem das Kanapee sich breit machte, ebenfalls in grünem Rips. Auf der schön eingelegten Kommode standen zwei prächtige Lampen und zwischen ihnen eine Schäferin in goldumsäumt Porzellan. Der Boden war frisch aufgewischt und unter dem Tisch lag sogar ein Teppich. Die Bilder an der Wand hellten das Königspaar dar und eins die Großmutter als liebliches Mädchen.

Der runde Tisch war festlich gedeckt. In der Mitte prangte der selbstgebackene Kuchen, ringsherum mit 36 Lichten bestellt. Das dicke in der Mitte stellte das Lebenslicht dar.

Großmutter waltete ihres Amtes als Geburtstagsengel. Sie legte noch ein buntes Seidentuch, eine selbstgestickte Weste und die mühsame Pappearbeit der Buben auf den Tisch, rückte die rotblühenden Pelargonienstöcke weiter auseinander und prüfte kritischen Blickes den von den Mägden gewundenen Kranz von Buchs und spärlichen Blumen.

Nunmehr war alles bereit, das Geburtstagskind durfte kommen. Sie setzte den perlengestickten Klingelzug in schwingende Bewegung: ein heller Ton, dann stürzten die Buben herbei, der Vater folgte.

„Wie hast Du's nur fertig gebracht, in diesen teuren Zeiten so viel Geld zusammen zu sparen?" fragte er seine Frau gerührt. Ihre Hand glitt liebkosend über die Lehne des grünen Stuhls.

Es war nicht leicht gewesen.

Das Geld war knapp im Lande und selten erhielten die wackeren Handwerksmeister Auftrag für ein neues Stück, man begnügte sich mit der Erhaltung des alten.

Wieder war noch böse Jahren die Ruhe eingekehrt; einfachige Gemüter tranken aber dem Frieden nicht. Und in der Tat, der Tag erschien, an dem der Königsruf an sein getreues Volk erging, der Männer und Jünglinge zu den Waffen rief.

In den Ripsgrünen geschmiegt, weinte die junge Frau ihre bittersten Tränen, denn auch ihr Mann zog mit und keiner konnte wissen, ob er wieder kam. Sie gab ihren Schmuck und alles was an Silber im Hause war dem Vaterland zum Opfer und als sie die teuren Pfänder vergangener, schöner Tage zum letzten Mal in ihren Händen hielt, floß eine Träne auf den grünen Rips des Lehnstuhles. Sie galt nicht dem Verlust der schimmernden Schätze. Der Lehnstuhl, dem die Gabe tiefern Verstehens zuteil geworden, hat damals zum ersten Male mitleidvoll gekackt, daß seine Eingeweide bebten.

Der Friede zog ins Land, der Hausherr kehrte heim; das Glück hielt seinen Einzug wieder in das Haus.

Nach seiner Weise nahm der Grüne Teil daran, Vater und Mutter saßen eng umschlungen zwischen seinen Lehnen, die Kinder wuchsen heran. Sie gingen nicht eben zart mit dem Grünen um, der seinen Platz in der guten Stube aufgegeben hatte, um ins Wohnzimmer überzusiedeln.

Den Buben hatten sich zwei Schwesterchen zugesellt. Mutwillig stapften die beiden Brüder mit ihren nagelbeschlagenen Schuhen auf dem Lehnstuhl herum, die Mädchen wiegten ihre Puppen in seinem Polster. Der Grüne trug aus dieser Zeit manche Schramme davon.

Aber er liebte die Kleinen. Zuweilen kauerten alle vier zwischen seinen Lehnen, Vater und Mutter saßen im Sofa, der Vater erzählte seine Kriegserinnerungen.

Die blauen Knabenaugen funkelten; stolz prüften sie die Kraft ihrer Arme. Der Mutter Herz zog sich zusammen in ahnungsvollem Weh, Jahre vergingen. Noch wohnte das Glück im alten Hause am Markt.

Einmal erhielt der Grüne einen neuen Bezug aus goldgelbem Damast. Die Kinder waren herangewachsen, man brauchte nicht mehr auf eine schwarze Farbe zu sehen. Meister Jürgens, der Sohn, verjah ihn mit neuer glänzender Polster.

Auffallend war der Lehnstuhl uns schöner als in seiner Jugend, innerlich hatte er sich das Knacken angewöhnt. Doch das tat er, weil er sich sonst nicht ausdrücken konnte. In seiner neuen Gestalt gefiel er dem Assessor, der oft ins Haus kam. Vielleicht weil Lischen, die Aelteste, so gern im Lehnstuhl saß. Ihr braunes Haar lag gut aus zu dem goldgelben Damast. Einmal küßten sich die zwei. Der Lehnstuhl knackte gewaltig, er knackte bis die Mutter kam, die fand ein Brautpaar.

Nun begann eine vergnügliche Zeit.

Zwar die Doppellast, der Assessor suchte seinen Platz am liebsten neben Lischen, wurde dem alten Geiden zuweilen schwer, doch er hörte auch gerne, was die beiden flüsterten und hatte die Genugtuung aus erster Hand zu wissen, wann Hochzeit sei.

Im Stillen war er neugierig, ob Lischen ihn mitnähme, wenn sie aus dem Hause ging, war er doch ihr Vertrauter. Doch einstweilen blieb sie. Es gab Weinen und Wehklagen im Hause, denn plötzlich gab es wieder Krieg, nach langen, langen Jahren; die Söhne und der Assessor mußten mit.

Die verlassene Braut saß einsam im Lehnstuhl, ihre heißen Tränen netzten den goldgelben Bezug. Der Alte meinte aber, daß der Mutter Tränen, in einsamen Nachtstunden, an seiner Lehne gewaint, ungleich bitterer seien.

Ueber Nacht wandelt Leid sich in Freude!

Die Friedensglocken läuteten. Fritz, der Aelteste, kam heim, mit ihm der Bräutigam. Hans sollte in vier Wochen folgen, er blieb bei der Okkupationsarmee. Drei Wochen später kam ein Brief vom Generalkommando. Die Cholera hatte ihn hinweggerafft; der lustige Hans war tot.

Nur der Lehnstuhl sah der Mutter bittres Leid, auf seine Lehne stützte sich die lebende Hand des Vaters, der seine treue Lebensgefährtin fest umfaßt hielt.

Allmählich wurde es still im Hause.

Der Assessor hatte Lischen weggeholt; Fritz war in Amt und Würden in einer größern Stadt. Auch Lore, das Nesthäkchen, heiratete, die alten Eltern blieben allein.

Der Lehnstuhl war alt geworden und lange nicht mehr so leistungsfähig wie früher. Nun war er wieder für die Alten da. Des Morgens saß die Mutter in seinen Polstern, ihr Haar war schneeweiß geworden. Wie ehemals rührte sie die fleißigen Hände und dachte ihrer fernen Lieben. Nachmittags kam ihr Mann an die Reihe, er war auch älter geworden, hatte sie aber noch eben so lieb wie einst vor vielen Jahren. Vater und Mutter hießen jetzt Großpapa und Großmama, unter Weinen und Lachen erzählten sie es dem Gelben, der teilnahmsvoll knackte. Er konnte mitreden, sein Gedächtnis war oft treuer als das der Alten. „Er knackt heut' wieder schauerlich", sagte die Großmutter. „Wollen ihn mal zu Meister Jürgens geben", entschied Großpapa. Das war nun schon ein Enkel des Alten. Er kam und setzte dem Gelben Nieten und Schrauben ein. Es tat ihm schrecklich weh, aber er fühlte, er war doch kräftiger geworden und konnte besser gegen das Leben an. Die Kinder, die zum Besuch gekommen waren, stellten gleich eine Probe mit ihm an.

Wahrhaftig, er hielt wieder alles aus, genagelte Jungenstiefel, lebhafte, trippelnde Mädchenstiefchen.

Abends hockte die ganze Schar zwischen seinen Lehnen, Großmutter erzählte. Der Gelbe hörte zu und knackte, daß es eine Art hatte. Weil es mit den Schrauben aber ein wenig anders klang, hörte es niemand, sie meinten, es müsse so sein.

Wieder schwanden Jahre in Freud und Leid. Von den Freuden habe ich schon berichtet, das Leid kam mit der Krankheit des Großvaters ins Haus. Er war zeitlebens ein kräftiger Mann gewesen, jetzt fand er sich nicht mehr aus dem Gelben fort. Er fühlte sich müde. In die Polster gelehnt, horchte er auf das Knacken des alten Gesichtes, es war, als frage der Gelbe ihn: „Erinnerst Du Dich noch an dies und das?"

Der Lehnstuhl war auch zugegen, als ihn der Tod abrief. Niemals in seinem Leben hatte der Gelbe so vernehmlich gekackt, es war, als wolle er die Großmutter rufen, die in der Nebenstube schlief. Der alte Mann tat seinen letzten Seufzer, da gab es einen Krach. Ordentlich aufgerichtet hat sich der Lehnstuhl. Großmutter wurde wach. Da sah sie, daß ihr lieber, alter Mann sie heimlich verlassen hatte, als wolle er ihr den Abschiedsschmerz ersparen. Die Tränen, die sie in die gelben Polster geweint, bewahrte der alte Freund in seinem Gedächtnis, sie waren ihm ein Heiligtum.

Wie gerne hätte er die alte Frau getröstet. Aber er konnte nichts als Knacken und das tat er.

Nach dem Trauerfall lebte unsere Großmutter noch viele Jahre. Sie saß jetzt immer im Lehnstuhl, umgeben von den Enkelkindern, von denen einige stets bei ihr waren.

„Wie er knackt, Großmama!" sagten die jungen Mädchen. Sie hätten dem Gelben gern einen neuen Bezug verschafft. Der alte war nachgerade unansehnlich und fleckig geworden.

Aber die Großmutter wehrte sich gegen den neuen Bezug, der Gelbe knackte Beifall, er war nicht eitel. Also blieb er wie er war, bis Großmutter erkrankte. Der alte Sanitätsrat stehte sie ins Bett, aber den Gelben mußte man ihr in die Schlafstube stellen, dicht an ihr Bett. Die Kinder standen sich ein, jedes setzte sich in den Lehnstuhl, der Alte hörte mit bewegtem Sinn den Abschiedsworten der Mutter zu. Er knackte so vernehmlich in den Tagen, daß er es fast nicht aushielt.

„Wie er alterschwach wird", sagten die Kinder, da sie nicht wußten, daß er nur seine Teilnahme äußerte.

In der Nacht, als die Großmutter heimging, wachte Tante Lore.

Sie schlummerte, den Kopf in die Polster des Gelben geschmiegt. „Auf einmal stiege ich hoch", erzählte sie uns anderen Tags, „der alte Bürsche hüpfte ordentlich, ganz von allein bewegte er sich".

Tante Lore erwachte, sie griff nach der verhängten Lampe und leuchtete Großmutter ins Gesicht. Die alte Frau schlug ihre Augen auf. „Dein Vater hat nach mir gerufen, ich hab ihn deutlich gehört. Ich glaube, Kind, ich muß jetzt gehen", sagte sie mit klarer Stimme, ein friedliches Lächeln in dem alten, guten Gesicht.

„Leb wohl und sind die Geschwister, behaltet Euch lieb und haltet den Gelben in Ehren." Ein zärtlicher Blick fiel auf den Stuhl, der heftig knackte. Großmutter schloß die Augen. Als Tante Lore mit ihren Geschwistern wiederkam, fanden sie die Mutter — tot —.

Der Gelbe aber sagte: Knack, knack, knack — und das war seine Art Trauer auszudrücken.

Jetzt steht er in meinem Zimmer und jedesmal, wenn mir eine Geschichte einfällt, sagt er knack, knack und dann meine ich, ich darf sie meinen Lesern bringen.

Die Frau im Kampf gegen die Tuberkulose.

Je tiefer man in das eigentliche Wesen der Tuberkulose, jener gefährlichen Volksseuche, die so große Verheerungen anrichtet, eindringt, um so klarer wird es, daß kaum eine wichtigere Aufgabe bei der Tuberkulosebekämpfung besteht, als die, welche der Frau zufällt. Allzulange hat man es außer acht gelassen, die Mitarbeit der Frau in ausreichendem Maße heranzuziehen.

Der 9. Internationalen Tuberkulosen-Konferenz war es vorbehalten, in eindringlicher Weise den Zusammenhang zwischen weiblichem Wirken und der Eindämmung der Krankheit zu betonen und in den Vordergrund zu rücken. Dem Thema „Die Tuberkulosebekämpfung und die Frauen" waren vielstündige Verhandlungen in der breitesten Oeffentlichkeit gewidmet und die Referate zeigten von den verschiedensten Punkten ausgehend die hohe Bedeutung dieses Themas.

Die Tuberkulose ist immer mehr als Wohnungskrankheit erkannt worden, denn die meisten Infektionen erfolgen schon im Kindesalter; der beste Schutz gegen die Krankheit wird durch Hygiene gewährleistet und durch energische Verhütung der Infektionsgefahren, die von den Kranken ausgehen. Gerade die Frau und Mutter aber ist es, der die Pflege der Wohnung und der Kinder, die Pflege und Besorgung der Kranken zufällt. Sie gilt es in den weitesten Kreisen aufzuklären und zu unterrichten, damit sie im eigenen Haus das Kindringen und die Weiterverbreitung der Seuche verhüten kann. Gewiß kann die Hausfrau allein die brennende Wohnungsfrage unserer Zeit, die so eng mit der Bodenfrage verknüpft ist, nicht lösen. Aber selbst im engen Rahmen der Möglichkeit kann sie die Wohnungsverhältnisse zum Guten oder zum Schlechten gestalten. Unter gleichen Lebensbedingungen werden wir in der einen Wohnung frische, reine Luft, Reinlichkeit und damit Gesundheit antreffen, in der anderen Staub, Dunst und eine von üblen Gerüchen erfüllte Atmosphäre. Vom richtigen Umgehen mit der Lüftung, der Heizung, dem Gas, vom zweckmäßigen Verhalten beim Kochen, Waschen, Plätten, Aufwischen und Reinigen der Räume hängt zum nicht geringen Teil die gesundheitliche Beschaffenheit der Wohnung ab. Die Frau und Mutter ist es auch, die bei der Pflege und Erziehung der Kinder die Tuberkuloseansteckung zu verhüten hat und zwar auf die mannigfachste Art. Wie viele Gefahren bergen schlecht gereinigte Lebensmittel, ungekochte Milch, wie vielen Gefahren setzt das Kind sich aus, das unbenäßtigt alles in den Mund steckt, mit ungereinigten Händen seine Mahlzeiten einnimmt, an Plätzen spielt, die förmliche Brutstätten der Krankheit sind. Und zu den schweren Gefährdungen der unbemittelten Familien gehört auch die meist von den Frauen ausgeübte Heimarbeit mit ihrer Staubentwicklung und den Ansdünstungen, die sie oft im Gefolge hat. Freilich steht man bei den Familien der Heimarbeiterin meist solchem Elend gegenüber, daß der einzelnen Arbeiterin fast keine Wahl bleibt zwischen bitterstem Hunger und dem Gift, das ihre Arbeit ins Haus trägt. Aber wenigstens Kenntnis der Schäden gilt es diesen Frauen zu vermitteln. Sie mögen wissen, daß in zahlreichen Fällen ihre Arbeit daheim noch weit ungünstiger auf die Familie einwirkt, als ihr Erwerb außer dem Hause. Sie müssen ferner sich zusammenschließen, damit auch für die Heimarbeit Löhne erzielt werden, die saubere, von den Schlafstätten getrennte Arbeitsstätten ermöglichen. Und wenn schließlich das Unglück in eine Familie Einzug gehalten hat und ein Angehöriger erkrankt ist, so kann wieder die Hausfrau und Mutter viel dazu tun, das Uebergreifen des Leidens auf die anderen Familienmitglieder zu verhüten. Sie muß Bescheid damit wissen, wie mit dem Auswurf des Kranken umzugehen ist, sie muß dafür sorgen, daß die Kinder vor direkter Berührung und Uebertragung bewahrt bleiben, daß der Patient sein getrenntes Lager und wenigstens sein eigenes Kämmerchen bewohnt, das seine Geräte und seine Wäsche abgesondert gereinigt werden. Frauenaufgabe ist es auch wieder, die unbemittelten Schwestern heranzubilden und aufzuklären. Ein weites Feld für solche Betätigung würde sich in Verbindung mit der Wohnungsinspektion durch Frauen eröffnen. Aber auch die Krankenpflegerin und die Diakonissenschwester, die freiwillige oder berufsmäßige Recherchentin, die Waisenpflegerin und Kinderfürsorgerin kann unendlich viel im Dienst der Tuberkulosebekämpfung wirken, groß ist der Einfluß der Lehrerin auf die heranwachsende Jugend, antituberkulöse Erziehung, die wiederum in hohem Maße gefördert wird durch antialkoholische Belehrung, wird ein wichtiger Faktor im Kampf gegen die Volksseuche. Schon haben sich in einzelnen Ländern, z. B. in der Schweiz und in Deutschland, besondere Frauenkomitees in den Dienst der Tuberkulosebekämpfung gestellt. Als soziales Wohlfahrtsgebiet gliedert sich diese Arbeit der ganzen großen sozialen Hilfsarbeit an, die in immer weiterem Umfange Frauenarbeit wird, denn sie ist die Uebertragung mütterlichen Wirkens aus dem engen Kreise der Familie in weite Kreise des ganzen Volkes.

H. Larsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19101030022/fragment/page=0002